

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 146

Posen, den 28. Juni 1929

3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse
von Wilhelmine Fied.

(6. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Als er später ins Wohnzimmer kam, fand er Johann bei der Mutter. „Es steht nicht gut, Herr Vater. Aus allen Straßen kommen Nachrichten von Krankheitsfällen; gerade, als ob ein giftiger Regen über die Stadt niedergegangen sei. Ich war am Hafen und sah einen Lastträger, einen dicken, strammen Kerl, umfallen wie einen gefällten Baum. Nie hatt' ich's für möglich gehalten, hatt' ich's nicht selbst gesehen. Ein paar schwedische Roggen sind, ohne zu löschen, nach Hamburg weitergesegelt.“

„Wem der Tod bestimmt ist, den wird er auch in Hamburg zu finden wissen.“

„Telse sprach heute früh davon, sie möchte mit den Kindern auf unsern Hof nach Israelisdorf flüchten.“

„So? Willst du auch mit, Beata?“ wandte sich Herr Heinrich an seine Geliebte.

Das gute, freundliche Gesicht der Frau Bürgermeisterin war ein wenig bleich, aber sie sprach festen Tones: „Ich bleibe hier, Heinrich. Was dir geschieht, geschieht mir auch.“

Johann wandte den Blick ab; ein Gefühl des Neides kam ihm. Kein Liebeswort, keine noch so leise Zärtlichkeit war zwischen den Eltern gewechselt worden, und doch spürte er genau, wie stark und innig das Band war, das die beiden alten Leute verband. Immer fester schien es mit den Jahren geworden und erfüllte das Haus mit Wärme und Behagen.

Zwischen ihm und Telse herrschte die alte Gleichgültigkeit, ja Abneigung, und auch die Geburt eines zweiten Sohnes hatte nichts daran geändert. Als Johann gegen mittag das Haus betrat, fand er alles in Verwirrung, und im Schlafzimmer stand Telse und packte in fliegender Eile Wäsche und Kleider in eine Truhe, während ihr Bruder Gottschalk ihr Gesellschaft leistete. „Was geht hier vor?“ fragte Johann. „Ich sagte dir doch, daß ich nach Israelisdorf wollte.“

„Nicht, daß es heute schon geschehen sollte. Aber wie du willst.“

„Dein Mann scheint sich mit guter Art in die Trennung zu finden“, sagte Gottschalk mit sonderbarem Lächeln. In seinem Ton lag etwas Verstecktes; schon oft hatte er in dieser Weise gekehrt. Er meinte zu sehen, daß Johann seine Schwester vernachlässige, und glaubte sie zu rächen, indem er Öl ins Feuer goß.

„Wer weiß, was er sich davon verspricht. Wenn die Kage nicht zu Hause ist, hat die Maus frei tanzen“, sagte Telse. Ihre Stimme klang spitz und bitter, und doch verzehrte sie das Verlangen, daß Johann ihr mit irgendeiner kleinen Zärtlichkeit widersprechen möge. Aber Johann zuckte nur die Achseln. Er war an diese eifersüchtigen Anzüglichkeiten allzu sehr gewöhnt. — Nicht lange, so kam auch schon Frau Korcula Bardenwieks Reisewagen vor die Tür gerumpelt. Vier starke Gänse zogen das ungefüge Fuhrwerk. Knechte luden die Truhen auf, Telse und eine Magd hüllten die Knaben in Mäntel und Kappen; es gab ein großes Durcheinander.

„Soll ich dich hinausbegleiten, Telse?“ fragte Johann höflich.

„Es ist nicht nötig. Balthasar und Jürgen reiten mit; das genügt“, versetzte sie kühl und hoffte doch heimlich, daß er sie dennoch begleiten werde.

Sie stieg in den Wagen, Johann reichte die Kinder hinein, die bewaffneten Knechte stiegen zu Pferd, und der kleine Zug rasselte die Straße hinab. Trotz des Sonnenscheins war die Luft seltsam dick, wie beim Aufziehen eines Gewitters.

Der giftige Brodem hing über der Erde und machte das Schiffsvolk krank; eilig flüchteten die fremden Roggen in die offene See; verödet lag der Hafen. Der giftige Brodem hing auch über der Stadt wie ein Nebel, der die Sonne zu verdüstern schien, im eigentlichen wie im übertragenen Sinne. Die Spielleute des Rates waren müßig; den Geschlechterherren stand der Sinn jetzt nicht nach Spiel und Tanz. Nur in den Hafenschenten und überberufenen Häusern lärmte trunkenen Roheit am Rand des Grabes. Das fröhliche Gewimmel der Straßen war zu angstvollem Hasten geworden; Geschrei und Stöhnen erfüllte die Häuser; verwaiste, halbverhungerte Kinder bettelten an den Türen um ein Stück Brot. Aber in stiller, stolzer Ruhe ragten über all dem Elend die Kirchen auf; ihre schlanken Türme schienen wie ausgestreckte Finger aufwärts zu deuten, und das Volk folgte der Mahnung. Es drängte sich zu den Altären und bestürmte die Heiligen. In das Schluchzen der Menge mischten sich die dunklen Stimmen der Priester: „Domine, ne in furore arguas me, ne in ira tua corripias me.“ Menschliche Ohnmacht, ihrer selbst mit Entsetzen bewußt geworden, winkte um diese kurze Spanne Dasein derer, ohne die man sich das Leben nicht denken konnte.

Durch die Straßen eilten die Ärzte. Sie trugen lange, enge Mäntel und vorm Gesicht eine Larve, die in eine Art von langem Schnabel auslief, gefüllt mit heilsamen Kräutern. Wortlos gaben sie mit einem Stäbchen ihre Anweisungen, und so gruselig sahen sie aus, daß ein Witziger behauptete, es stürben ebenso viele an ihrem Anblick wie an der Pest. Unermüdet gingen die Priester und Mönche durch die Häuser, labten die Kranken, trugen die Gnadenmittel zu den Sterbenden. Furcht schienen sie nicht zu kennen. Wozu auch? Wer im Dienst der Kranken starb, dem tat sich der Himmel auf.

Der Rat hielt täglich seine Sitzungen ab wie gewöhnlich. Nicht einer der Ratmannen war geflohen; das wäre ihnen als Schande erschienen. Sie hatten ihre Seelen Gott befohlen und warteten nun in einer Art von steifnädigem Trost, was er verhängen werde. Freilich rechnete nach Menschenart ein jeder mehr mit dem Tode der anderen als mit dem eigenen.

Eines Tages war Herrn Wedekin Barendorps Stuhl leer, bald auch der des Herrn Hermann von Dulmen. Ihnen folgte Marquard von Kosfeld, der Dicke und Lebenslustige. Nur krank er keinen Hippokras mehr und keinen Malvasier, sondern trat den Weg unter die Steinplatten von Sankt Markten an. Die Überlebenden rückten enger um den Ratsstisch zusammen und widmeten sich den Geschäften mit verbissenem Eifer. Nach außen hin gab es weniger zu tun als sonst. Nur wenige Sendeboten kamen noch mit Briefen in die geschlagene Stadt; aber die gegenwärtige Heimsuchung erforderte viel Umsicht und Tatkraft, damit nicht vor lauter Entsetzen das Gemeinwesen auseinanderfalle. Anfangs waren die Sterbeglocken Tag und Nacht erklingen; jetzt fehlte es schon an Händen, sie zu rühren; aber in die laute Stille klangen andere Töne, dumpf murrende oder leidenschaftlich kreischende:

„Hui, hebet auf Eure Hände,
Daß Gott das Sterben wende!“

Geißelbrüder! Ihr flackerten die Augen unter zerzaustem Haar.

„Mut, hebet auf Eure Arme,
Daß Gott sich unser erbarme.“

Die C. In Klachten auf entblößte Rücken, über die das Blut rann. Drohte einer in Ohnmacht zu fallen, so stützten ihn andere und rissen ihn wieder mit fort in den Saumel.

„Hui, hebet auf Eure Hände —“

Wie verzaubert lief das Volk ihnen zu, wohin sie kamen, und es half nichts, daß der Rat das Unweien mit scharfen Worten verbot. Die Kirchen, nicht die Gassen seien der Ort, da Christenmenschen für das Heil der Stadt und das eigene Beten sollten; aber zum erstenmal fanden Herrn Hinrichs Befehle kein Gehör. Hatte man sich nicht die Knie wund gedrückt in den Kirchen? Dort hörten Gott und die Heiligen offenbar nicht. Vielleicht drang man auf diese Weise besser zu ihren Ohren.

Noch immer sank ja das Volk in Scharen hin, die Totengräber und Kalandsbrüder wurden der Arbeit nicht mehr Herr, und oft folgten die Träger den Getragenen auf dem Fuße nach. Da erschienen eines Tages eine Anzahl freiwilliger Helfer auf dem Plan; junge Männer aus den Gilden der Krämer, Knochenhauer und Gewandschneider, boten ihre starken Schultern und Arme dar. Mancher wußte kaum selbst so recht, was ihn herbeigezogen hatte, gewiß war nur, daß Hinrich Paternostermaker mit einem jeden von ihnen gesprochen hatte, und dann war die Hilfsbereitschaft über sie gekommen wie ein Hauch. Eine sonderbare Macht war von dem finsternen Grübler ausgegangen und hatte sie blindlings hineingetrieben in das gefährvolle Wagstück. Es war gewesen, als ob seine Augen sie zwängen. Auch waren große Worte an ihr Ohr gedrungen, ähnlich wie Pfaffenworte, aber doch wieder anders. Man konnte den Unterschied nicht beschreiben, aber man empfand die fortreisende Kraft, gleichsam als fässe der Wind in die Segel eines Schiffes.

Seitdem die Pest in Lübeck wütete, hatte Johann wenig zu tun, und nach dem Fortgang Telses und der Knaben war das Haus still. Das gab den Gedanken Ruhe, und so kam ihm immer wieder die Frage: Lebte Barbara noch? Oder fiel vielleicht gerade in dieser Stunde die Seuche die Liebliche an? Seitdem das reiche, bunte Patrizierleben um ihn herum stumm geworden war, merkte er, daß ihr reines, holdes Bild noch immer auf dem Grunde seines Herzens ruhe und fühlte die alte Sehnsucht neu in sich erwachen. Eine solche Stimmung führte ihn einst zu Hinrich Paternostermaker. In der vernachlässigt aussehenden Diele faulenzte ein neuer Knecht. Den alten Bertram hatten die Kalandsbrüder längst hinweggetragen. Der Herr sei nicht zu Hause, berichtete der lange Bümmel. Auch sei ganz unbestimmt, wann er heimkehre. Gestern sei es Mitternacht geworden.

Indessen dauerte es gerade heute weniger lange. Eben begonnen in der Dämmerung die Umrisse aller Geräte leise zu verschwinden, als Hinrich eintrat. Mit seinen leisen Bewegungen, der hageren Gestalt und der düsteren Kleidung machte er, wie allezeit, einen sonderbar erdfremden Eindruck.

„Du, Johann?“
„Ja, ich. Wie geht es deiner Schwester? Lebt sie?“

Heute nachmittag war sie, ihr Mann und ihr Sohn noch gesund. Freilich sind seitdem Stunden vergangen. Bist du nur gekommen, um nach Barbara zu fragen?“

„Nicht allein deshalb. Dich wollte ich auch sehen. An allen Ecken spricht man von deinem und deiner Genossen Tun.“

„Sörcht genug“, sagte Paternostermaker gleichgültig.

„Hinrich, in was für fürchtbaren Zeiten leben wir.“

„Du bist weich, Johann, allzu weich, möcht' ich sagen. Was immer geschieht, dient weisen Zwecken, nur daß unsere Augen sie undeutlich oder gar nicht erkennen. Fürchtbare Zeiten, weil der ewige Grund aller Dinge uns näher ist als je? Was liegt daran? Nur das Tor des Todes erscheint schreckhaft. Die Wissenden erwartet dahinter ewiges Erkennen im unerschaffenen Licht. Sie weben und wirken im Weltall, haben Teil an der Kraft, die der Sonne und den Sternen ihre Bahn weist. Was ist ihnen dagegen diese Welt? Ich sehne mich, das grobe Erdengewand meiner Seele abzuwerfen.“

Johann zuckte die Achseln. „Mir scheint, wer diese Erde schmächt, schmächt den, der sie gemacht hat. So wunderschön ist sie, daß ich wahrlich nichts dagegen hätte, in alle Ewigkeit auf ihr zu wohnen.“

Der Härtiker lächelte halb nachsichtig, halb hochmütig. „Du prichst wie ein Knabe. Aber man kann niemand die Augen mit Gewalt öffnen. Geh hin, Johann Wittenborg, du Glücklicher, und genieße das Leben. Noch ist es ja dein.“

Johann machte eine unmutige Kopfbewegung.

„Ich weiß wohl, daß nach Gottes Zulassung dazu jezt nicht die Zeit ist. Wir müssen uns unter das Trauertuch bücken. Aber du sollst sehen, daß man das holde Leben lieben, und doch dem Tode trohen könne. Laß mich euch unter den Kranken und Sterbenden helfen, Hinrich.“

„Du? Laß dich warnen. Es ist harte Arbeit, und es gibt viel zu ertragen für Augen und — Nase.“

„Zweifelst du an meinem Mut?“ fuhr Johann auf.

„Ich habe nie an deinem Wollen gezweifelt — das war immer gut. Aber du bist zu weich, Johann schon oft hab' ich's dir gesagt. Und weicher Menschen können versagt leicht. Aber gut, komm zu uns. Unser sind nicht so viele, daß wir auch nur eines Mannes Beistand ausschlagen dürften.“ —

Des andern Tages durchlief ein seltsames Gerücht die Stadt, erst heftig bestritten, dann bezweifelt, endlich wohl oder übel geglaubt. Junker Johann war unter die Krankenträger gegangen. Bald dieser, bald jener hatte ihn mit einer Bahre gehen sehen in den Straßen an der Obertrave, in denen jezt die Seuche mit besonderer Wut hauste. Hinrichs Wort: „Du bist allzu weich“, hatte Johann oft geärgert, jezt empfand er dessen Wahrheit, wenn entgegenwollendes Mitleid sein Herz bis zum Überfließen füllte. Aber es machte seine Hand und Stimme sanft, wenn er die Kranken betete, den Sterbenden beistand und die Ueberlebenden — nicht nur mit Worten — tröstete. Denn seine lederne Gürteltasche war allezeit reich gespickt. In diesen Wochen erwarb sich Junker Johann für alle Zeit seinen Platz im Herzen des lübbischen Volkes. Freilich, nicht das Mitleid allein hatte ihn zu dieser Arbeit getrieben, die das Entsetzen seiner Mutter und aller Patrizier war. Im Hintergrund stand der Gedanke an Barbara. Wenn ihr etwas zustieß, einem Krankenträger konnte sie den Eintritt in ihr Haus nicht wehren. — Eines Morgens, als er durch die Dankwartsgrube ging und vor dem Hause des Wachsständlers unwillkürlich den Schritt verlangsamte, rief er ein Weib ihn an.

„Die da hat's nun auch gepackt“, sagte sie, mit mageren Fingern deutend.

„Wen?“ schrie Johann entsezt.

„Nun, den dicken Henneke Krukow. Gestern abend kam er krank nach Hause, heute in aller Frühe hörte Bruder Anselm von den Dominikanern seine Beichte. Er wird nicht mehr leben.“

„Und Barbara? Ich meine, sein Weib?“ stieß Johann hervor. Die Alte zuckte die Achseln.

„Ich hab' noch nie gehört, daß die Pest nur einen aus einem Hause geholt hätt'. Rumpanei muß sein“, grinste sie.

Als Johann blindlings in das Haus stürzte, öffnete sich an der Galerie, die die Diele umzog, eine Tür. „Bist du's, Hinrich?“

Die alte, liebe Stimme, wenn auch matt und tränenumschleiert. „Ach nehm. Wer seid Ihr? Geht, geht, Herr. Der Tod ist im Haus“, sagte sie treppab steigend. Johann kam näher und senkte das Barett. „Erschreckt nicht, Barbara. Ich bin's, Johann Wittenborg.“

Sie wich zurück.

„Denk nicht, daß ich mein Versprechen vergessen hätte. Ich wollte Euch meine Hilfe anbieten; ich hörte, daß Euer Mann —“

„Vor einer Stunde starb er“, sagte sie leise. Er senkte den Blick und wußte nichts zu erwidern. „Geht, geht, Junker“, drängte sie. „Weidert die Ansteckung.“

„Ich fürchte sie nicht. Täglich arbeite ich unter den Toten und Sterbenden.“

„Wie, Hinrich?“

„Ja, aber laßt das, sprecht nicht von mir.“

„Wie, Hinrich?“ wiederholte sie, und es war, als ob bewunderndes Leuchten in ihrem Blick aufglänze.

„Sagt, wie geht es Euch? Wie ist's Euch all diese Jahre ergangen?“

Seine Augen hingen an ihrem Gesicht. Noch immer war es liebreizend, trotz der ungefügen Bürgerhaube, die das alänzende Haar verdeckte. „Waret Ihr glücklich?“

(Fortsetzung folgt).

Meine Sturmfahrt mit dem „Graf Zeppelin“!

Radio-Vortrag von Max Geisenhayer.

Der Chef-Redakteur des „Illustr. Blattes“ hat am Tage seiner Rückkehr aus Friedrichshafen abends am Frankfurter Sender einen Radio-Vortrag über seine Reise-Erlebnisse gehalten. Da der Inhalt auch die Leser interessieren wird, die ihn nicht gehört haben, bringen wir hier den Wortlaut in seinen wesentlichsten Teilen zum Abdruck.

Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich will Ihnen nicht bange machen, mich auch gar nicht grohtun, daß ich auf dieser Sturmfahrt mitgefahre bin. Im Gegenteil. Ich werde mich ganz klein machen vor diesem Wunderschiff, dem deutschen Zeppelin, wie sich das gehört. Denn solange ich auf dem Erdboden herumging, war ich vielleicht ein gewichtiges Stück Mensch mit meinen hundertzweiundsiebzig Pfund, aber als der Zeppelin mit mir in die Höhe stieg, war ich sehr bald nur noch ein Stecknadelköpfchen, eine kleine Fliege, die der große Vogel der Lüfte mitgenommen hatte. Ich will auch nicht wiederholen, was sich alles ereignet hat, denn das wissen Sie aus den Zeitungen. Ich will vielmehr versuchen, Ihnen kleine Einzelheiten zu erzählen, so zu erzählen, als wären Sie selbst mit dem Schiff gefahren. Ich will Ihnen in kleinen Abschnitten etwas von der Landschaft und dem Meer, dem Salon und meiner Kabine, der stürmischen Nachtfahrt und der nicht weniger stürmischen Tagfahrt, von den Franzosen in Toulon, von seltsamen Begegnungen und Kleinigkeiten vom Schiff und seiner Mannschaft erzählen.

Passen Sie mal auf: Denken Sie sich, Sie säßen auf einem bequemen Sessel. Er sieht etwa aus wie ein Schreibtischstuhl. Sie haben diesen Stuhl vor ein breites Fensterbrett gerückt und die Arme darauf gestützt. Haben Sie es in Gedanken getan? Nein? So holen Sie es, bitte, nach. Denn Sie sitzen jetzt im Salon des Zeppelin vor einem der vier großen Ausguckfenster. Es sind vier Quadrate nebeneinander, jedes hat etwa die Höhe und Breite eines Kopfes. Die beiden äußersten Fenster auf jeder Ecke kann man zurückschieben. Stecken Sie ein bißchen den Kopf hinaus. Ja, das ist ein Wind. Die Haare fliegen Ihnen weg. Eine Glase wäre hier am vorteilhaftesten. Was sehen Sie? Sie sehen die Erde wie einen feinen, alten, riesenhaften Teppich, zusammengesetzt aus braunen, grünen und gelben Stücken, von zartesten und tiefsten Farben. Unregelmäßig geschnitten, manchmal wie alter abgeschabter Samt. Still ist die Landschaft. Kaum meilenweit ein Mensch zu sehen. Die Landstraßen sind wie weißes, langes Garn durch die Landschaft gefädelt. Manchmal sieht so eine lange Chaussee wie ein Reißverschlus aus, der die grünen und braunen Felder rechts und links zusammenhält. Die Kuhherden da unten sind in der großen Stille die einzige Bewegung. Sie springen wie ein Duzend weißer Flöhe über die Wiese, wenn sie das Brummen unserer Motoren hören. Die Schafherden ballen sich zu winzigen Wollknäueln zusammen. Manchmal wieder sehen die weiten Flächen aus wie ein zerplatzter Riesenspiegel mit Hunderten von Rissen und Sprüngen.

Der bunte Felderteppich wird in rasender Eile unter uns weggezogen. Die Motoren brausen ohne Unterlaß wie ein donnernder Wasserfall. Leise zittert das Schiff. Es streicht über das feste Land dem Mittelländischen Meere zu, und nun ist das große Wasser da. Das ganze Glasvier des Fensters ist ausgefüllt mit der Unermeßlichkeit des Meeres. Wollen Sie seine Farbe wissen? Es ist blaugrau. Tausend weiße Schaumkronen auf dem sonnenglitzernden Wasser. Ganz zierlich und kleinstodrig eingericht auf der stählernen Matte. Der Horizont ganz weit. Geheimnisvoll eingenebelt von zartem blauweißen Dunst. Die Fahrt ist ganz ruhig. Das Schiff läuft wie auf unsichtbaren Eisenbahnschienen schnurgerade dahin. Sie könnten meinen, Sie säßen auf einem großen Luftdampfer. Manchmal verändert sich die Luftbahn. Dann senkt sich das Schiff und hebt sich wieder, als atme es auf seinem Lauf, als gäbe es sich einen Ruck, um noch schneller voranzukommen. Die Sonne schiebt ein breites Strahlenbündel auf das Meer und den Zeppelin und sein Schatten gleitet, einer gewaltigen schwarzen Kubzigarre gleich, durch die Wellen. Sie können an ihm erkennen, daß wir hundertahtzig Kilometer fahren. Wissen Sie, was das heißt? Wenn nicht, dann denken Sie, bitte, an einen D-Zug, der mit achtzig Kilometern an einer kleinen Station vorüberbraust, und legen Sie noch hundert Kilometer dazu.

Jetzt aber haben Sie sicher von der vielen frischen Luft, den neuen, seltsamen Bildern und der schnellen Fahrt Hunger bekommen. Hinter uns ist inzwischen gedeckt worden. Ein langer, weißer Tisch steht in der Mitte, eine gedruckte Speisekarte mit dem Datum liegt bei jedem Teller. Kapitän Flemming hat bereits das Präsidium übernommen. Am Abend wird es Dr. Edener tun. Da Sie, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, um diese Abendstunde sicherlich schon alle gegessen haben, kann ich Ihnen ja verraten, daß wir einmal sogar Kaviar bekommen haben, und zwar eine mächtige Portion. Und ich sehe gar nicht ein, warum ich Ihnen in Gedanken nicht eine noch viel größere Portion auf einen schönen Teller tun soll, damit Sie noch vernünftiger zuhören. Guten Appetit! Neben dem Kapitän Flemming sitzt ein mächtiger, breiter Mann mit großem, rotem Gesicht und ebenso großem

Appetit. Er ist einige Milliarden schwer, ein Lastwagentönig aus U. S. A. Es ist dies jener Wundermann, der an dem stürmischen Nachmittag, von dem Sie noch hören werden, so herrlich hingegeben in der Salonede geschlafen hat, während sein Stuhlchen mit ihm hin und herdrückte. Er begriff offenbar gar nicht, daß mit ihm etwas vorging. Und das war so gut. An meiner Seite sitzt Kapitän Wilkins, der große Nordpolfahrer und Südpolpezialist. Er ist immer heiter, immer freundlich, immer gleichmäßig. Er ist bereits neunmal in seinem Leben mit seinem Flugzeug abgestürzt und hat sich nur einmal, wie er sagt, ein bißchen „das Bauch“ verrentet. Was konnte ihm also da schon im Zeppelin passieren? Der russische Pianist, Professor Gurewitsch, sitzt schräg gegenüber. Er ist ein Paganini des Klaviers, nur halb so lang wie der berühmte Maestro des 19. Jahrhunderts. Bleich, schmal, mit langen, struppigen, schwarzen Borstenhaaren, einer Nadelbrille und einem nie versiegenden, klugen Mundwerk. Er hat unbedingt einen Spleen, daß er mit dem Zeppelin nach Amerika fahren will, nur um als erster Pianist mit einem Luftschiff nach drüben zu kommen. Seine Augen leuchten, als spiele er schon in Neuyork und Washington, in Chicago und Buenos Aires vor je 50 000 Zuhörern, die je zehn Dollar pro Platz bezahlt haben. Stets hat er eine kleine Drucksache bei sich, auf der ein Photo von ihm zu sehen ist, und stets drückt er sie demjenigen in die Hand, von dem er wähnt, er besitze sie noch nicht. Armer Gurewitsch. Aber ich muß ihn doch loben. Denn als am Freitag nachmittag die Nachricht von Kabine zu Kabine eilte: Fertigmachen, Notlandung! wie jeder irgend etwas ergriff, seine Schriftstücke, seine Brieftasche, einen kleinen Koffer, seine Postkarten oder irgend einen unbrauchbaren Unsinn, kam er gelassen mit Hut und Mantel in den Salon, setzte sich bleich auf einen Stuhl und sagte in sich gefehrt: „Armes Kaiser!“. Damit meinte er seinen Konzertflügel, der im Laderaum des Zeppelin hing und von dem er annahm, daß er nun bei der Notlandung in einige Stücke gehen könnte. Aber bei dem Mittagessen, bei dem wir uns gerade befanden, war er sehr vergnügt, und unser fürsorglicher Steward gab ihm zweimal Resteule und dreimal Eis, um sein feuriges Gemüt zu kühlen. Wollen Sie nun noch wissen, wer die reizende, schlanke Frau ist, die am andern Ende der Tafel Kapitän Flemming gegenüber sitzt, zusammen mit Commander Clark, dem amerikanischen Fliegeroffizier? Es ist Mary Pearce, unsere angenehme, feine, kameradschaftliche Reisebegleiterin, von der die einen erzählen, daß ihr Mann drei Schlösser habe und einen eigenen See, die anderen, daß sie eine einfache Lehrerin sei, die der große König der Reklame, Hearst, im Interesse seiner Zeitungsberichterstattung an Bord geschmuggelt habe. Suchen Sie sich, bitte, aus, was Sie davon glauben wollen. Uns an Bord galt der Mensch mehr als die Zufälligkeiten seiner sozialen Situation. Kommen Sie, erheben wir unser Glas und prostern wir Miß Pearce zu. Sehen Sie, sie lächelt und freut sich. Ich nehme an, daß Sie, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, inzwischen auch den von mir so bereitwillig gependeten Kaviar aufgeessen haben. Und damit sei das Mittagmahl an Bord des Zeppelin beendet.

Machen wir einen kleinen Verdauungspaziergang zu meiner Kabine. Eine Tür trennt sie vom Salon. Wir machen sie auf und kommen auf einen Gang, der elektrisch beleuchtet ist. Rechts und links liegen die Kabinen wie in einem D-Zug, Nr. 10, 8, 6, 4. Hier wohne ich. Bitte, treten Sie ein. Stolpern Sie nur ruhig über die Koffer. Wir haben das auch jeden Tag getan. Ein Gepäck gibt es nicht. Auf dem Sofa will man doch sitzen. Zwei Wandchränke sind eingebaut, das heißt, es sind dünne Gestelle, aus Holzleisten, und es geht gerade ein Smoting hinein und oben drüber ist ein Brett für eine Zahnbürste und einen Rasierapparat. Mit dem Smoting wollte ich in Neuyork landen. Graf Montgelas von der Bosphorischen Zeitung, mein guter und immer hilfsbereiter Reisetamerad, hatte als seiner Mann sogar einen Frack mitgenommen. Schade, ich hätte ihn gern darin gesehen. Statt dessen habe ich ihm in der ersten Nacht von Toulon ein gestreiftes, ärmelloses Combination als Nachthemd gepumpt. Was ein Bild abgab, an dem wir uns beide noch tagelang ergötzen. Es ist nicht sehr hell in der Kabine. Das ist wahr. Eine kleine Birne brennt — mit dem Strom an Bord muß überhaupt sparsam umgegangen werden. Das Fenster ist niedriger als ein Bodenfenster, nur ein wenig breiter, es liegt schräg, und man kann nur wenig hindurchsehen. Vor dem Fenster ein vierediges Brett. Auf ihm steht eine kleine Schreibmaschine, deren Buchstaben, keinem Graphologen zugänglich, keinerlei Bewegung oder Erregung verraten, gleichgültig, wie auch die tippenden Finger nervös oder ruhig darauf rumgeschlagen haben.

Das Abendessen wollen wir überslagen. Nehmen wir an, es wäre dreiviertel ein Uhr nachts, und es wäre außerdem Donnerstag, der 16. Mai. Also jener Abend, an dem wir wachmützig unsere Amerikahoffnungen bei langen Gesprächen begruben. Aber das möchte ich noch sagen: nicht wir haben im Mittelpunkt dieser Gespräche von Mann zu Mann gestanden, sondern es war immer nur das tiefe schmerzliche Bedauern, daß dem taxferen Edener diese Fahrt mißlungen schien. Nun wollen

wir uns ein wenig ausfinden. Zum Ausziehen haben wir keine Ruhe. Zu viel Gedanken gehen durch den Kopf. Die Nacht ist rabenschwarz. Es liegt sich nicht gut. Das Luftschiff stampft. Wir rollen auf dem Lager hin und her, unfreiwillig wie ein Sack Kartoffeln. Manchmal ist es, als rolle man aus dem Bett heraus. Das Schiff steigt und senkt sich, es kämpft mit dem Mistral, als schiebe es eine gewaltige Wand mühsam vor sich her. Vom Meer in der Tiefe ist nichts zu sehen. Wir schweben über ihm mutterseelenallein, losgelöst von der Erde, dem Sturm preisgegeben, der über das Meer braust. Soll man da schlafen? Nein. Wir wollen aufstehen und nach vorne gehen. Der Salon, so hell, ist fast finster. Die Stühle stehen unaufgeräumt umher, eine Weinflasche rollt am Boden, nur schwer öffnet sich die Tür zur Führergondel. Vorbei an der Funkstation. Sie liegt abgeschlossen, getrennt vom Gang, nicht größer als eine kleine Stube. Eine Milchschleibe stellt die Verbindung her. Wir wollen aber jetzt nicht anklopfen und kein Radio aufgeben. Denn da drin ist Wichtigeres zu tun. Das Wetter macht schwere Sorgen. In der Führergondel, von der aus man nach allen Seiten sehen kann, ist es nicht sehr hell. Wir wollen uns ganz still in die Ecke drücken. Da steht eine kleine Bank. Wir sehen die Rücken der Offiziere. Wir sehen die Steuermänner am Höhen- und Seitensteuer. Sie drehen ohne Unterlaß das Rad, um das Schiff nach Möglichkeit in seiner Lage zu halten. Statt 180 Kilometer am Tage vorher fahren wir 18, 15, 10, 5 Kilometer die Stunde. Der Mistral braust uns mit höllischer Gewalt entgegen. Gespenstisch amtierende die Offiziere und Mannschaften in der Gondel. Die Ketten an dem Steuer, die hinauf zu den Flossen gehen, rasseln aufwärts und abwärts. Ruhig und sicher die Bewegungen der Besatzung. Kein überflüssiges Wort wird gesprochen. Die Offiziere studieren die Karten. Es ist nicht möglich, dem Winde auszuweichen. Etwas macht einen Scherz. Alles lächelt still und kaum merklich. Wir wollen uns sachte wieder drücken. Kapitän Flemming nimmt das dankbar mit einem Kopfnicken zur Kenntnis. Denn eben kommt ein wichtiges Wetterradio. Und aus der Dachluke über uns klettert im Maschinistenanzug und mit Schutzhülse ein Mann aus dem Schiff herunter, um eine Meldung zu machen. Ja, er klettert aus jenem großen Raum herunter, der über der Passagiergondel und den Kabinen liegt. Sie sind ja nur ein kleiner Raum in dem großen Haus des Schiffes.

Haben Sie Mut? Dann kommen Sie, bitte, einmal mit. Wir wollen auch hinaufklettern, aber nicht von der Führergondel aus, sondern ganz hinten, da, wo die Kabinen zu Ende sind, hinter dem Waschraum, hinter den Toiletten. Da ist eine geheimnisvolle Pforte, die sonst niemand öffnen darf. Aber Sie müssen ein bißchen balancieren können, denn hier hört die Bequemlichkeit auf. Wir steigen mit Kapitän von Schiller eine kleine, eiserne Leiter hinauf und stehen auf einem Laufgang. Er ist nicht breiter als ein Dielenbrett. Es geht durch das ganze Schiff bis an die Spitze. In gemessenen Abständen laufen links und rechts die Rippen des Schiffes. Zwei über Kreuz gespannte, dünne Drähte geben den Händen einigen Halt. Links und rechts hängen gewaltige, prall angefüllte Säde. Wasser und Eis ist darin. Dann kommen die Indianerzelle für die Mannschaften. Wahrhaftig, sie sehen nicht anders aus! Die Rückwand der Kojen ist die der Zeppelinumhüllung und vorne zum Laufgang hin flattert braunes Segeltuch. Dahinter die Betten, die Matratzen, die Hängematten der Besatzung. Auch Dr. Eßener schläft in einem solchen Verschlag. Mitten im Gestänge ein paar unbenuzte Schlafstellen, eine Art von Badewannen aus Leinwand für Gäste, die keine Kabinen bekommen konnten. Wollen Sie nicht auch so ein Ding haben für die nächste Fahrt nach Amerika? Mir ist bereits eines davon versprochen worden. Wollen Sie auch den aufwärts gebogenen schmalen Gang zu den Motor gondeln mit emporklettern? Lassen Sie es lieber. Der Baumwollstoff, der den Zeppelin umgibt, ist zwar stark und zähe, aber wenn da so ein Schwergewicht abgelenkt und hinaufplumpst, so gibt das sicherlich einen unnötigen Schrecken ab. Wozu die Götter versuchen? Versuchen wir sie nicht schon genug damit, daß wir überhaupt frech und led die Luft durchschneiden, wir, die wir so erdgebunden sind, ohne Flügel und ohne Schwimmhäute.

Nun müssen Sie aber noch den berühmten Freitag über ein bißchen auf dem Zeppelin bleiben. Ich habe Ihnen schon im Anfang gesagt, ich will Ihnen nicht bange machen. Was ist denn Angst? In diesem Falle war sie in der ganzen Welt um uns, und zwar in der Vorstellung von der Gefahr, in der wir schwebten. Als ein Motor nach dem anderen ausfiel, als das Schiff stieg und fiel, sich drehte, sank und mit der Spitze wieder schräg emporhob, als wir zur Notlandung bereit dasahen, da war keinerlei Aufregung unter uns. Ich sah mit dem Ingenieur von Arzha, einem echten großzügigen Slawen, am Fenster und wir führten ein kurzes, ruhiges Gespräch: „Warum sollen wir Furcht haben? Alles ist Schicksal. Niemand kann dem seinen entgehen. Wir haben die Gewähr, daß in der Gondel die tüchtigsten Luftschiffer der Welt sitzen. Sie arbeiten sicher, gelassen, mit allem Raffinement ihrer Kunst und ihrer Erfahrung. Wir müssen uns ihnen anvertrauen und abwarten.“

Das gleiche Gefühl schien alle zu beherrschen. Wir sahen durch die Scheiben hinunter nach Valence. Als unser Schiff sich zu drehen begann, als wir absackten, stürzten die Menschen auf den Straßen wie besessen in die Häuser. Deutlich hörten wir die Hunde bellen. Wir sahen Autos auf Autos auf den Chaussees heranragen. Es war bereits die Hilfe, die uns zugebracht war.

Aber der Mistral jagte uns! Er jagte uns gegen die Berge. Wir lauschten gespannt auf unseren einen Motor. Er surrte pausenlos und leise. Gott sei Dank.

Und nun kam der große Moment: der Berg schien mit Schnelligkeit auf uns loszufahren!

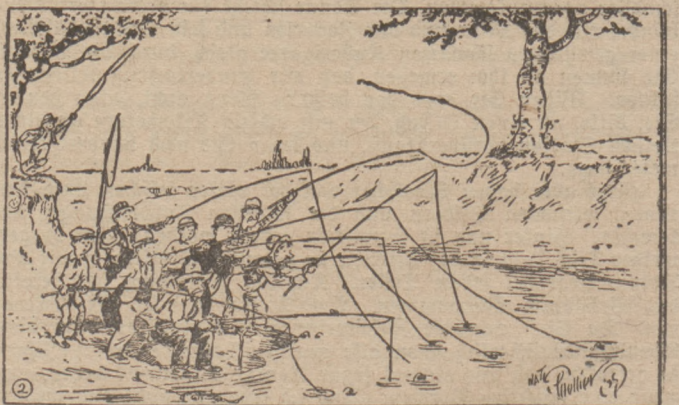
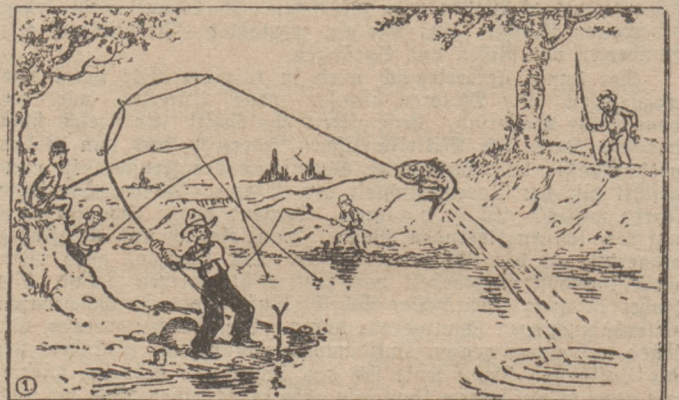
Aber wir hoben uns plötzlich wie eine Feder über ihn hinweg und wurden in ein stilles Tal gebettet wie ein Kranker nach der Operation in ein beruhigendes, erlösendes Bett. Was dann geschah, wie wir landeten, wie wir empfangen wurden, das alles wissen Sie. Gern würde ich Sie noch mit in das entzückende Toulon nehmen, möchte Sie gern in jene kleine Hasentneipe führen, wo sich französische Matrosen, Arbeiter, der Wirt und seine Frau mit mir verbrüderten. Wo ich von jedem ein Andenken bestam und ich meinen Namen auf viele Karten schreiben mußte. Es hielt schwer, daß ich überhaupt bezahlen durfte.

Wenn Sie mich nun noch fragen, ob Sie auch mit einem Zeppelin reisen sollten, so sage ich: Ja! Es braucht ja schließlich nicht gleich nach Amerika zu sein. Denn diese absolute Sicherheit, daß Sie schnell und ungefährdet ankommen, ist noch nicht vorhanden. Wer jetzt fährt, ist Pionier des unsterblichen Zeppelngedankens! Das muß er wissen.

Lassen Sie mich zum Schluß eindringlichst einige Sätze aus dem wiederholten, was ich zum Abschluß meiner Berichterstattung in der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben habe.

„In diesem Schiff sahen auf der Rückfahrt von Cuers deutsche und französische Menschen zusammen. Räumlich und auch innerlich entfernt von der Politik des Tages, suchten und fanden sie ganz unsentimental menschliche Verbindungen hoch über dem Meer in abendlicher Stunde. Müßten sich da nicht die sonst so sorgsam abgesteckten Grenzen zwischen den Nationen verwischen, wie sich da unten auf der Erde die Grenzen verloren und kein Unterschied mehr war zwischen französischem und deutschem Land, sondern nur eine Erde, die allen ohne Unterschied Nahrung und Leben gab. Mit der Sturmfahrt des Zeppelin nach Cuers war ein kleiner, aber heller Stern der Hoffnung über den Niederungen des politischen Daseinskampfes aufgetaucht. Durch eine natürliche Geste der Ritterlichkeit und der Freundschaft erschien der Glaube an eine Verständigung gesicherter als in den sonst üblichen offiziellen Versicherungen. Der Zeppelin ist in Cuers mit einer Bereitwilligkeit und Hilfsbereitschaft aufgenommen worden, wie es kein deutscher Offizier und kein Passagier des Luftschiffes erwartet hatte. Jeder von uns, die wir mitgefahren sind, hat überall in Cuers, Toulon und Marseille, an der Riviera oder wo wir auch hingekommen sein mochten, eine naive, herzliche Aufnahme gefunden. Ob es nun Kellner oder Chauffeure waren, Präfecten, Arbeiter, Offiziere oder Beamte, jeder sagte mit anderen Worten dasselbe: Der Krieg ist zu Ende, der Friede zwischen unseren Nationen auf dem Marsche. Wir sind froh, das durch unser Verhalten bekräftigen zu können.“

Sagen Sie nun selbst: war diese Fahrt vergebens? Ich glaube, nein! Sie war eine Sensation für die ganze Welt und ein Ereignis für die deutsche und die französische Nation.



Humor des Auslands.

Beitrag zum Studium der menschlichen Natur.

Judge.